

Selbstbildnis des Künstlers. Ich brauche wohl nicht zu fürchten, daß man nach dem Gesagten das Wort falsch und trivial auslegt. Der göttliche Sänger, aus dessen bleichem Gesicht ekstatische Augen glühen, schreitet durch den Wald; die bleichen, fleischlosen Hände schlagen die Laute. Er schreitet über schwarze samtblättrige Blumen, aus deren Kelchen goldene Staubfäden blinken: durch silberne Stämme leuchtet violett der Himmel.

Daß er als Sänger sich dargestellt, würde die Erklärung eher bestätigen als widerlegen. Er hätte nicht nötig gehabt, unter einzelne seiner Bilder Motive aus Wagner und Chopin zu schreiben: der musikalische Charakter seiner Kunst ist unverkennbar, seine Bilder klingen. Es ist sogar unzweifelhaft, daß die neuen Harmonien dieser Meister, mit denen sie ihre tiefsten Wirkungen erreicht haben, ihn beeinflusst haben, Ähnliches in der eigenen Kunst zu wagen. Er mischt Farben, die unsere Welt nicht hat, zu nie geschauten Accorden. Nur wer ganz von Musik erfüllt ist, nur wessen Empfinden von musikalischen Anschauungen ausgeht, konnte mit Erfolg wagen, die Freiheit der tönenden Kunst von natürlichen Grundlagen auch für die bildende in Anspruch zu nehmen. Theoretisch hab' ich oft, mit vielen Anderen, missglückten Versuchen gegenüber die Möglichkeit solcher Uebertragung fremder Principien bestritten; vor der That eines Genies aber, die unmittelbar wirkt, muß jede solche Einrede verstummen. Das Dogma ist von ihm über den Haufen geworfen. Aber, das möchte ich doch hinzufügen: jeder kann es nur für sich, nicht aber für alle überwinden.

Eine neue Welt, überzeugend und unangreifbar, mit dem vollen Eindruck einer Wirklichkeit hinzustellen, ist die höchste Aufgabe, die die Kunst, ist eine Aufgabe, die nur die höchste Kunst lösen kann. Böcklins Beispiel beweist, daß ein Künstler vermag, nur durch Hineinschauen in die Natur die Mittel für diese Aufgabe zu erwerben. Freilich lag für ihn die Sache insofern einfacher, als er die Farben der Wirklichkeit nur erhöht, nicht verändert. Lechter zeigt in seinen zehn Frühlingseindrücken, wie er sich mit der Nachahmung der Natur abzufinden weiß. Ob er durch solche Studien das tiefe Naturgefühl, das zur Neuschöpfung im Wettstreit mit der Natur gehört, erworben hat, darauf gibt die Ausstellung im Salon Gurlitt keine Antwort.

Man würde dem Maler Lechter nicht gerecht werden, wenn man nicht noch von zwei Dingen spräche: vom Decorativen und vom rein Technischen seiner Bilder. Das Decorative ist für ihn nicht äußerliche Zuthat, sondern bildet ein integrierendes Element seines Schaffens. Auch diesen Zug erkläre ich mir dadurch, daß er von der Glasmalerei herkommt, für die er nicht nur Entwürfe zeichnet, sondern die er technisch selbst herstellt. Da darf es keine leeren Stellen geben: alles, auch eine Inschrift, muß im ganzen aufgehen. Es ist schwer, davon einen Begriff zu vermitteln: wäre es zu beschreiben, so wäre es auch zu lernen; das ist's aber nicht. So kann man nur sagen, daß noch der Name, mit dem er ein Bild zeichnet, in Form und Farbe mit zum Bilde gehört, daß noch der Strich, die Letter Leben hat. Seine Farben haben eine wunderbare Transparenz. So dick er sie aufträgt, sie leuchten und glühen. Wie alle ersten Künstler, ist er im rein handwerklichen Sinne auch ein großer Malermeister.

Das Schönste für mich ist unter seinen Werken ein Glasfenster über das Sehnsuchtsmotiv aus Tristan und Isolde. Man darf es mit einem gewissen Stolz denen draußen verkünden, daß diese Fenster, Kunstwerke im höchsten Sinne, für ein Berliner Zinshaus bestellt sind, bestellt waren, bevor Lechter berühmt war. Auf dem linken Flügel ist eine männliche Figur gebildet mit sehnd gestreckten Armen. Er steht zwischen phantastischen Blumen, die von hellem bis zu saft schwarzem Violett abgestimmt, aus grünem Rasen sprossen. In ähnlicher Haltung wie der Mann steht auf dem rechten Flügel ein Weib. Ihre rothen Haare flattern in freien Strähnen. In Nuancen von feurigem Roth glühen die Blumen. Ueber den Boden beider Flügel windet sich eine schillernde Schlange. Der Himmel strahlt in süßem Heliotrop. „Mich sehnen und sterben, sterben und mich sehnen.“ Aus allen Farben weint und jauchzt diese leidenschaftliche Sehnsucht. Wenn man aus dem Dunkel heraus mit saugenden Blicken auf dieses Bild zuschreitet, so ist es, als gieng man aus der Welt hinaus: man hört seraphische Klänge, Sphärenharmonien.

Die Welt, in die uns seine Bilder führen, habe ich oben geschildert. Ich könnte in der Beschreibung der einzelnen nicht mehr sagen. Der literarische Inhalt ist zu gering; könnte man sie besser erzählen, sie wären nicht das, was sie sind: Träume und Klänge.

Es ist seltsam zu sagen, daß Melchior Lechter, so weit man bei ihm von Schule reden kann, ein Schüler Anton von Werners ist. Ich will nicht behaupten, daß er etwas von ihm gelernt hat, aber daß die Schule seine Kunst nicht gehemmt hat, ist für den viel angegriffenen Akademiedirector schon ein Ruhmesittel. Auch daß Lechter seine ganze entscheidende Zeit in Berlin verlebt hat, ist lehrreich. Man sieht, wie falsch es ist, zu glauben, daß die Stadt etwas gibt oder nimmt.

So habe ich von Melchior Lechter gesagt, was mir sein Werk offenbarte, habe mir ein großes Erlebnis von der Seele geredet. Was er künftig geben wird, niemand weiß es; was er gegeben hat, ist einzig und wird dauern. Der moderne Symbolismus, mit dem es viele spreizenden Talente vergeblich versuchten, hat in ihm, dem er der

nothwendige, allein mögliche Ausdruck für sein Eigenstes ist, den lang erharteten, kaum erhofften Meister gefunden. Dies Ereignis hat einen Platz in der Geschichte, in der Weltgeschichte der Kunst.

Berlin.

Fritz Stahl.

Die Kleinen.

Bei Neclam*) ist jetzt ein Bändchen erschienen, die Briefe enthaltend, die der jüngere Heinrich Voß in seiner Weimarer Zeit an Freunde geschrieben hat. Ueber seinen Verkehr mit Goethe und Schiller spricht er sich in einer herzlichen, ein bißchen geschwätzigen, manchmal recht einfältigen Art und nicht ohne eine wunderliche Gravität aus. Den Zauber ihres gewaltigen und reinen Wesens lassen gerade diese Schilderungen eines Pedanten mit unbeschreiblicher Macht vernehmen. Wir dürfen ihrem milden Walten zusehen, wie es täglich war. Wir sehen Goethen, wenn er lustig ist, noch eine besondere Flasche holen und der Nachbarin ein Küßchen entwenden; oder er liegt in seinem weißen, über der linken Schulter ein klein wenig zerrissenen Nachtsäckchen auf seinem Zimmer und liest mit seiner großen weichen Stimme vor. Wir sehen Schiller auf der Maskerade mit Studenten zechen, bis der graue Morgen kommt und der „unendlich theuere Herr Hofrath“ einen bedenklichen Spitz hat; oder er kriecht auf dem Boden mit seinem Knaben, dem kleinen Karl herum und sie spielen Löwe und Hund. In dieser lässigen Art, sich der Minute hinzugeben, wird erst ihre ganze Größe offenbar und wir fühlen, daß es das Höchste ist, aus seinen Zurückungen und Ekstasen einen Schimmer in die tägliche Existenz zu bringen. Momente der Erleuchtung mag jeder einmal haben; aber nur, wer die Kraft hat, ihre Geschenke zu bewahren und mit sich durch das Leben zu tragen, ist groß.

Der gute Heinrich Voß hat Goethe schon als Knabe gesehen, als Student ist er in Jena gewesen, seit 1804 wurde er Lehrer der alten Sprachen am Gymnasium zu Weimar. Besondere Gaben hatte er wohl nicht. Diese braven Leute, die wir bei Goethe finden, sind alle mehr durch ihren guten Willen als durch irgend eine Kraft bemerkenswert. Wir wundern uns eigentlich, daß Goethe in ihrer Nähe nicht manchmal ungeduldig geworden ist; aber er hatte die Maxime, „jeden Menschen in seiner Haut zu lassen“. Mit einer unbegreiflichen Güte sehen wir ihn sich zu diesen mühsamen und unvermögenden Menschen aufs liebevollste neigen; es ist rührend und doch nicht ohne leisen Verdruss wird man denken, wie viele Stunden seines theueren Lebens der Große an die Kleinen hingegeben hat. Warum hat er das gethan?

Wir wollen den Fall Pleßing betrachten. Man erinnert sich, wie er ihn in der Campagne erzählt. Er bekommt eines Tages, von Wernigerode datiert, Pleßing unterzeichnet, ein Schreiben, vielmehr ein Heft zugesendet, in dem ein problematischer Jüngling sich abquält und bei guten Anlagen und den besten Absichten doch zu keiner inneren sittlichen Beruhigung gelangen kann. Der frische und herzliche Ton weckt seinen Antheil, wenn er sich auch manchen bedenklichen, ja unangenehmen Zug nicht verhehlen kann. „Da ward mir denn nach jenem Zeitsinn der Wunsch lebhaft rege, diesen jungen Mann von Angesicht zu sehen; ihn aber zu mir zu bescheiden, hielt ich nicht für rathlich. Ich hatte mir unter bekannten Umständen schon eine Zahl von jungen Männern aufgebüdet, die, anstatt mit mir auf meinem Wege einer reineren höheren Bildung entgegenzugehen, auf dem ihrigen verharrend sich nicht besser befanden und mich in meinen Fortschritten hinderten. Ich ließ die Sache in dessen hängen, von der Zeit irgend eine Vermittlung erwartend. Da erhielt ich einen zweiten kürzeren, aber auch lebhafteren, heftigeren Brief, worin der Schreiber auf Antwort und Erklärung drang und sie ihm nicht zu versagen mich feierlichst beschwor. Aber auch dieser wiederholte Sturm brachte mich nicht aus der Fassung; die zweiten Blätter giengen mir so wenig wie die ersten zu Herzen, aber die herrische Gewohnheit, jungen Männern meines Alters in Herzens- und Gewissensnöthen beizustehen, ließ mich sein doch nicht ganz vergeßen.“ Man liest nun, wie er bald die Gelegenheit wahrnimmt, als eine Jagdpartie auf wilde Schweine unternommen wird, sich von der Gesellschaft zu trennen und auf der anderen Seite allein durch den Harz nach Wernigerode zu reiten, wo es ihm denn nicht schwer wird, seinen Herrn Pleßing als den Sohn des Superintendenten zu finden, für seinen Fleiß im Städtchen geschätzt, aber wegen seiner finsternen Laune und eines unfreundlichen Betragens getadelt. Goethe gibt sich nicht zu erkennen, sondern stellt sich als Maler vor und will nun in dieser Rolle das Leiden des aufgeregten Jünglings beschwichtigen und heilen. Er rath ihm, sich aus einem schmerzlichen, selbstquälerischen, düsteren Seelenzustand durch Naturbeschauung und herzliche Theilnahme an der äußeren Welt zu retten. Aber diese Hilfe weist Pleßing ab, alle „propädeutischen Wendungen“ sind umsonst. Die beiden Männer scheiden friedlich und schicklich, doch ist Goethe entschlossen, den Jüngling nicht wieder zu sehen und kann auch später, als dieser nach Weimar kommt, „sein heftiges Begehren nach leidenschaftlicher Freundschaft und innigster Verbindung nicht erwidern.“ Er unterläßt es nicht, ihm einige reelle Dienste zu leisten, aber er nimmt sich seiner nicht mehr an; ja die

*) Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß dem jüngeren. Briefauszüge in Tagebuchform, zeitlich geordnet und mit Erläuterungen herausgegeben von Dr. Hans Gerhard Graf. Leipzig; Verlag von Philipp Reclam jun.